

(Nachdruck verboten.)

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Es war eins der harmloseren Vergnügen von Magdas Mann, durch den Ring zu fahren und über ihn seine Wiße zu machen.

Der Kutscher wußte das schon und bog immer gleich in den Ring ein. Selbstverständlich wohnten nun alle Honoratioren hier und alle wohlhabenden Bürger, die auf das neunzehnte Jahrhundert um keinen Preis etwas kommen ließen.

Der Kutscher, dieser altmodische Bauer, schimpfte freilich immer, wenn er irgendwo auf dem Ring vorfahren sollte, denn da ein Haus ausjah wie das andre, war es keine Kleinigkeit, immer gleich das rechte zu treffen. Heute ging es ja nun glücklicherweise zu Oberförsters. Deren Haus war leicht zu finden. Es war das einzige, das grüne Fensterläden besaß. Bei allen andern Häusern waren sie grau.

Wegen dieser grünen Fensterläden war seiner Zeit ein heftiger Krieg im Städtchen ausgebrochen, der noch immer nicht völlig ausgetobt hatte. Die Forstbehörde billigte zwar für die neue Oberförsterwohnung den allgemeinen Bauweise und Plan, aber die Fensterläden sollten grün werden, während nach Stadtverordnetenbeschluss alle grau sein sollten.

War das ein Krieg!

Der Herausgeber, Besitzer und Drucker des „Tagblatt“ hatte für Monate den schönsten Stoff in nächster Nähe. Und was ließen sich mit dem Grün für ausgezeichnete Wiße machen nach dem Muster von: Grüner Junge, wenn das am grünen Holz geschieht, und noch bessere. Es war einfach großartig.

Immer wilder wurde der Kampf. Der Gerichtsvollzieher mußte um seine Versehung einkommen, nur weil er Grün hieß. Der Stadtverordnete Grau wurde einstimmig zum stellvertretenden Vorsitzenden dieser Körperschaft gewählt, als der bisherige mit Tod abging. Die „Erholung“ — das war die zweite Garnitur, die erste nannte sich „Klub“ — ernannte den Grau gar einstimmig zum Ehrenmitglied.

Selbst auf die Reichstagswahlen hatte es Einfluß. Der Kandidat der Regierung, der hier wenn auch nie viel, so doch immerhin zwanzig bis dreißig Stimmen bekam, erhielt diesmal nur eine, die des Oberförsters.

Aber die Forstbehörde blieb hartnäckig, die Läden mußten wirklich grün gestrichen werden und verschimpften so die ganze schöne Straße.

Trotzdem das Schändliche nun geschehen war, gab es doch noch keine Ruhe. Einige besonders choleriche Gemüter suchten sogar staatsrechtliche Auskunft, ob man jetzt nicht gleich preussisch werden könne, denn schlimmer würde das auch nicht sein.

Als die Alten so sangen, schlichen sich die Jungen eines Nachts zur Oberförsterei und strichen ein faßles Grau über das grelle Grün. Da sich das wiederholte, ohne daß die Uebelthäter gefaßt wurden, war der Oberförster gezwungen, sich zu seinen Jagdhunden noch eine grimmige Dogge und einen besonders hohen und spitzen Baum um Vor- und Rückgarten anzuschaffen.

Jeder Fremde bekam sofort die empörende, unglaubliche Geschichte zu hören, und wehe ihm, wenn er sich am Schluß derselben nicht eifrig zu Grau bekannte. War es noch vor Mitternacht, so wurde er nur heimlich und leise Reaktionen und Strebe tituliert, der auch Regierungsrat werden will. War aber Mitternacht schon vorüber, dann geschah das laut und artete nicht selten in eine Prügelei aus. In jedem Fall aber stand in zwei Tagen Vorname und Zuname des Unglückseligen im „Tagblatt“, daß jedermann ihn kenne und fortan dementsprechend behandle.

Ein Gondlungsreisender, der auch Tirol bereifte und in einem grünen Hütchen erschien, seine Kunden zu besuchen, machte überhaupt keinen Abschluß und mußte schleunigst flüchten. Wer klug war und etwas an den Krämmern verdienen wollte, trug am besten einen grauen Anzug, so lange er sich hier aufhielt.

Nur der Oberförster blieb grün. Der mußte ja aber und war dadurch entschuldigt. Er that überhaupt, als wäre

er im Geheimen immer noch für grau und nie für grün gewesen. Daß er bei der Reichstagswahl für den „Grünen“ gestimmt, wußte man nicht von wegen des allgemeinen, geheimen, direkten Wahlrechts. Auch hätte es niemandem dem alten jovialen Herrn zugetraut, zumal er ein „Hiesiger“ war. Man hatte in der Beziehung einen Meßger in Verdacht, der manchmal so dumme Wiße machte und nicht von hier stammte. Da er aber Kalb- und Ochsenfleisch fast nur nach auswärts in verschiedene Großstädte lieferte, konnte er es aushalten, als seine wenigen hiesigen Kunden ihn verließen. —

Frau Magda stieg aus. Otto, ihr Mann, ließ sich zum „Ringhotel“ fahren. Der Kutscher sollte sie zwischen halbacht und acht abholen und dann beim Ringhotel vorsprechen. Vielleicht würde er mit nach Hause kommen, wenn im Klub nichts los war.

In den Hüten, Mänteln und Ueberschuhen auf dem Flur sah Magda, daß ziemlich viele Damen da sein mußten. Fast bereute sie es schon jetzt, hierher gekommen zu sein. So viele Menschen, das bedrückte sie schon im voraus, war ihr ungewohnt.

Aber Oberförsters Dienstmädchen, eine dralle Dirn vom Lande, hatte sie schon freundlich begrüßt und ihren Mantel tragen gefaßt, um ihr beim Ablegen behilflich zu sein. Da gab es kein Entrinnen mehr.

Während sie vor dem kleinen Stehspiegel die Frisur ordnete, hörte sie deutlich, wie drinnen viel und laut gesprochen wurde.

Die immer freundliche, fortdial lächelnde Dirne machte die Thür weit auf, nachdem sie erst vorher ein paarmal mit ihren Nagelschuhen dawider gedonnert hatte, daß da drin schon alles auf den neuen Gast vorbereitet war. Die Frau Oberförster kam Magda entgegen. Sie war eine derbe, runde, gesunde Frau, Ende der Bierzig, mit rotem Gesicht und noch tiefschwarzem, glattem Haar. Sie schüttelte Magda träftig die Hand und sagte: „Wie schön, daß Sie kommen. Ich meine, so 'ne Abwechslung müßte Ihnen auf Ihrem Dorf auch ganz gut thun.“

Eigentlich ein sonderbarer Empfang, dachte Magda bei sich und schritt neben der Frau Oberförster zum langausgezogenen Theetisch. Wie ein feiner heller Seidensaden und dickes Strickgarn für Herren-Wintersocken sahen die beiden neben einander aus.

Magda war noch nicht weit gekommen, da kam ihr die älteste Tochter des Hauses entgegen, das Bettchen. Sie machte einen gewaltig tiefen Hofdiener. Sie hatte ihn erst kürzlich beim Tanzlehrer gelernt und war noch sehr stolz auf diese Kunst.

Der Tanzlehrer Wagner kam jeden Herbst einen Monat hierher und ließ sich nachher seine erfolgreiche Thätigkeit im „Tagblatt“ folgendermaßen bescheinigen: Wir sprechen hierdurch Herrn Tanzlehrer Wagner unsern herzlichsten Dank aus sowohl für den guten Tanzunterricht, wie auch für den Unterricht in der Höflichkeit- und Anstandslehre. Hochachtungsvoll das Tanztränzchen.

Wagner war seines Zeichens Schneider. Da er aber nicht sehr seßhafter Natur, so hatte er auf diese Weise umgefattet und bereifte das Jahr über die meisten kleinen Städte des Ländchens.

Die Frau Mama war ebenfalls sehr stolz auf Bettchens Kunst und sagte:

„Nicht wahr, das hat sie gut gelernt? Und billig, sehr billig.“

Ein zweites junges Mädchen näherte sich, machte denselben Diener und Gisi dazu. Es war die älteste Tochter vom Realschuldirektor, Dieschen. Sie lebte bei allen Gesellschaften ausschließlich von diesem Diener und diesem: Gisi.

Als dritte kam Fienchen Schreiber, ein körperlich etwas sehr zurückgebliebenes Wesen, das einzige Kind von Doktor Schreiber, eines Arztes im Städtchen.

Die Begrüßung wurde allgemeiner. Einige Damen mußten Magda überhaupt erst vorgestellt werden, da sie dieselben noch gar nicht kannte, was willkommener Anlaß gab, Frau Magda mehr oder weniger freundliche Vorhaltungen zu machen, daß sie sich nie sehen ließe. Endlich hatte sie den Platz im Sofa eingenommen, der für sie bestimmt war. Sie wollte zwar nicht, aber sie mußte; denn auch die Damen sahen stets genau

nach der Rangordnung, und den obersten Rang nahm ganz selbstverständlich das Geld ein, daher Magda den ersten Ehrenplatz erhielt. Neben ihr auf dem Sofa thronte die Frau des ersten Amtsrichters, Frau Blau. Neben ihr auf dem ersten Stuhl links Frau Amtsrichter Roth. Denn nach dem Geld kommen die Juristen. Es folgten die Frauen der beiden Ärzte, Frau Dr. Horst und Frau Dr. Schreiber nebst Fienchen Schreiber. Dann die Frau Realschuldirektor Walker und ihr Hübschchen. Darauf die Frau des Chemikers Weber und Bettchen. Die Damen der beiden andern Fabrikbesitzer hatten abgesehen. Die beiden Pfarrfrauen gingen überhaupt nicht auf so rein weltliche Vergnügungen. Die Frau des Apothekers stand wieder einmal dicht vor den Wöchen. Within war so ziemlich die ganze weibliche Hautevolee versammelt.

Geradezu unfreundlich wurde Magda nur von Frau Amtsrichter Blau aufgenommen, so daß die Frau Oberförster ganz rot wurde vor Unwillen, da sie Magda sehr zugethan war. Frau Blau war ausschließlich für die Bildung und haßte „die moderne Geldsackverehrung“. Sie hatte nämlich nichts.

Nach der allgemeinen Begrüßung regte sich zunächst das dringende Bedürfnis, Frau Magda ein wenig anzusehen, wozu man ja selten Gelegenheit hatte. Deshalb begann nicht sofort wieder ein allgemeines Gespräch, sondern es bildeten sich kleine Gesprächsgruppen, die sich scheinbar sehr angelegentlich unterhielten, in Wirklichkeit aber vor allem Frau Magda musterten.

Frau Amtsrichter Roth that sich da besonders hervor. Sie war die anerkannte Schönheit des Städtchens und daher immer ein wenig besorgt, es könne ihr jemand diese Stellung streitig machen. Sie war auch gut gewachsen und gut angezogen. Ihr Gesicht ein „schönes“ Gesicht, das heißt ein Puppengesicht, rot und weiß, porzellanern. Dagegen besaß sie wirklich schöne, große, blaue Augen. Leider waren sie aber der Frau Amtsrichter nie groß genug, weshalb sie dieselben immer noch mit aller Macht aufriß, so weit es irgend ging, wodurch die schönen Augen sehr kälbern wurden.

In der That, Frau Magda war feiner gekleidet als sie. Das mußte Frau Roth zugeben. Aber sie war doch gar zu mager, konnte sie sich gleich selbst beruhigen. Gar keine Figur, dachte Frau Roth, und meinte Brust, denn das heißt ja in der guten Gesellschaft „Figur“. Schöne, graue Augen hat sie auch. Aber doch nicht so große wie die Frau Amtsrichter. Und wie bleich sie war, wenn sie sich der Frau Oberförster zuwandte, die so eifrig auf sie einsprach. Jedenfalls kein hiesiger Männergeschmack. Das war die Hauptsache.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Berliner Kunstsalons.

Die beiden großen Berliner Kunstausstellungen des Sommers, die im Glaspalast am Lehrter Bahnhof und die „Secession“, waren kaum geschlossen, als die Salons, in denen das Kunstbedürfnis der Berliner im Winter seine Befriedigung finden kann, mit „Herbstausstellungen“ auf den Plan traten. Die künftbare „Leberproduktion“, die auch auf dem Gebiete der Malerei und der Bildhauerkunst herrscht, wird durch dieses Zusammendrängen von Ausstellungen scharf beleuchtet. Wer all die Bilder, die ihm im Laufe eines Jahres in Berlin vorgeführt werden, sehen wollte, der hätte sich mit vielen Tausenden abzufinden. Die Beschränkung auf das Wertvolle oder das Auffallende ist da von selbst geboten.

Den verschiedensten Salons hat sich im Lauf der Zeit eine ganz bestimmte Physiognomie aufgeprägt. Seinen Charakter am meisten gewahrt hat der Salon Fritz Gurlitt. Man findet in seinen Sammlungen immer Namen bewährter, meist älterer Künstler und von diesen erlesene Stücke, sehr verschiedenartiges nebeneinander, in der Hauptsache Arbeiten, die der gebildete Kunstliebhaber gern kauft. So ist auch die jetzige Ausstellung dieses Salons, von Wödlin bis Liebermann eine Fülle von Namen aus der Reihe der bekannteren älteren deutschen Maler. Es ist an dieser Stelle unmöglich, sie aufzuzählen. Von Leibl fällt ein prächtiges Stück in seiner früheren breiten dunklen Art, ein „Savoyardenhabe“, auf. Von Anselm Feuerbach sieht man neben einer kleinen Landschaft „Felsenfelsucht“ und einem Selbstbildnis von 1878 vor allem ein sehr schönes Bildnis der Mutter Feuerbachs aus derselben Zeit. Ein weicher träumerischer Ausdruck liegt auf dem großzügigen edlen Gesicht der Matrone; das dunkle Gewand giebt mit dem rötlichen Grunde einen köstlichen Farbenaccord. Lenbach ist mit drei Porträts vertreten, die wegen der Dargestellten interessieren.

Ein Bildnis Wödlins ist merkwürdig glatt in der Behandlung, und von einem größeren Porträt der Schauspielerin Marie Barland empfängt man denselben Eindruck wie von fast allen Darstellungen

von Frauen, die Lenbach gegeben hat: was lebendig wirken sollte, sieht nur gezwungen aus, der Ausdruck dieses Gesichts mit den hochgezogenen feinen Brauen und dem „sprechend“ geöffneten Mund ist erkünstelt. Wer die Yvette Guilbert gesehen und beobachtet hat, wie auf ihrem Gesicht der leiseste Wechsel der Empfindungen sich spiegelt, so daß es in jeder Minute als ein andres erscheint, der wird vor der starren Mäße, als die Lenbach ihre Züge wiedergiebt, fast erschreckt zurückweichen. Die eigentümliche Haltung des Kopfes, der in den Nacken zurückgeworfen wird, ist da, aber was bei der Lebenden im Affekt natürlich wirkte, erscheint im Bild gezwungen, und wie hat sich Lenbach an dem schönen Halse der Yvette verständig! Nur wie der Blick unter den weit geöffneten schweren Lidern wie ein zuckender Blitz hervorbricht, darin ist ein Moment, der bei der Künstlerin öfter erschien, festgehalten.

Der Salon Schulte, der sich bei dem Publikum aus Berlin W. einer besonderen Beliebtheit erfreut, wird moderner, nachdem im vorigen Jahre eine Aenderung in seiner Leitung eingetreten ist. War früher selten einmal etwas von ihm zu erwähnen, so hat er in seinen letzten Ausstellungen viel Beachtenswertes geboten. Gegenwärtig erregt in seiner Sammlung eine Reihe von sieben Gemälden eines bisher in Berlin noch unbekanntem Spaniers, Ignacio Zuloaga, berechtigtes Aufsehen. Die Spanier zählen bis heute in der modernen Kunstbewegung noch nicht mit. Auf den Effekt berechnete Bilder aus Stierkämpfen und glanzvolle Hochzeiten in prunkenden Kirchen, das waren ihre Lieblingsmotive. Nur in Barcelona hatten sich, nach den lehtjährigen Großen Berliner Kunstausstellungen zu urteilen, eine Anzahl jüngerer Maler zusammengefunden, die moderne Probleme mit den Mitteln der Freilichtmalerei zu lösen suchten; aber sie entbehrten jeden eigenartigen Charakters, sie waren in Paris zu Hause. Zuloaga ist vielleicht bestimmt, die spanische Malerei auf andre Bahnen zu lenken, die der großen Vergangenheit würdiger wären als das, was sie heute bieten.

Es sind, abgesehen von einem „Stiergefecht“, fast lebensgroß dargestellte Szenen, die von Zuloaga gezeigt werden. Der Maler wohnt in Eibar, einem Orte im Baskenlande; diese Gegend giebt ihm die Hintergründe seiner Bilder. Die Motive sind dem spanischen Volksleben entnommen. Da sieht man eine „Straßenszene“. Vor dem Stadttore, durch dessen Bogenöffnung man eine Straße und darüber den blauen Himmel sieht, versammelt sich gegen Abend die Burschen und Mädel der Stadt. Die eine steckt sich noch schnell eine Nase an, die andre stolziert kokettierend und wartend einher, stämmige Burschen treten eben hinzu, ein Paar hat sich schon gefunden. Ein andres zeigt „Lola, die Zigeunerin“. Auf dem Marktplatz rauscht eben „Lola“ in schwarzem Seidenkleide, ein weißes Spitzenuch über der Schulter, vorüber; verächtlich wendet sie sich von der alten Kartenlegerin ab, deren Miene jedoch verrät, daß in der Vergangenheit wohl Beziehungen zwischen ihnen bestanden haben müssen. Auf diesem Bilde tritt eine „Zigeuner-Schauspielerin“ auf und twischt schnell noch ein wenig Puder auf die Wade; auf jenem zieht der „Nachtwächter“ durch die im Mondesglanz liegende Straße; auf einem dritten — „Verführung“ — bieten zwei alte Weiber einer Schönen den Sündenold; den Dichter „Don Miguel de Segovie“ sieht man mit seiner neuen Manuscriptrolle über die Berge in die Stadt wandern, und das letzte Bild, mit kleinen vielen Figuren, zeigt ein „Stiergefecht in meinem Dorfe“; eben wird der Stier in die dürftige Arena, die am Fuße eines Berges aufgeschlagen ist, getrieben; Zuschauer und Zuschauerinnen sitzen allenthalben umher.

All diese Szenen sind mit ausgezeichnete Technik gemalt. Keine Spur von den spitzfindigen Kunststücken der Landsleute Zuloagas, sondern Pinselstiche, kräftige Striche mit fester Wirkung breit hingeseht. Augenscheinlich ist Zuloaga bei seinem großen Landsmann Velasquez in die Schule gegangen, vielleicht auch nur durch die Vermittelung der Franzosen, namentlich Manets. Von den allen Spanierin stammt auch eine gewisse Vorliebe für dunkle braune, selbst schwarze Töne. Aber seine Farbengebung hat im ganzen trotzdem etwas Weiches, ein öfter wiederkehrender rosa Ton sogar Weichliches, „Zuder“, wie der Maler sagen würde. Zuloaga bringt eine Fülle von Farbentönen, die oft auch weit aus einander liegen, in seine Bilder, die bunte Tracht seiner Modelle, die frischen geblühten Kleider und die Rosen, die farbigen Hintergründe geben ihm Farbenvariationen genug, aber er eint sie zu einer vollen Harmonie; besonders in Bildern wie der „Verführung“, einem Interieur, über das ein rotes Licht fällt, ist die farbliche Gesamtstimmung von großem Reiz, während sie in anderen, wie der „Straßenszene“ und der „Zigeuner-Schauspielerin“ trotz reizvoller Einzelheiten kühl und nüchtern wirkt.

Zuloagas Charakteristik der Volkstypen ist schlagend. Seine Spanierinnen wirken echt. Geschmeichelt hat er nicht, mit ihren vorstehenden Vadennochen, der stumpfen Nase und dem vollen Mund haben ihre Gesichter etwas Brutales, Simliches, aber ihre feurigen Augen, ihr schweres schwarzes Haar, aus dem dunkelrote Rosen hervorglänzen, macht diesen kraftvollen Typus befridend. Die Männer sind knochige feste Gestalten, aber sie erscheinen stumpfsinniger. Eine große Kunst entfaltet Zuloaga darin, wie er seine Figuren so gruppiert, daß sie zwanglos beisammen stehen, und wie er sie schon durch ihre Haltung charakterisiert. Weniger ist auf seinen Bildern von echter Naturstimmung zu spüren. Selbst da wo er den Beschauer ganz in die freie Natur führt, fehlt in dieser gleichsam die Luft und auch das Licht, sie erscheint trocken und kalt. Nur in dem „Nacht-

wächter" hat er eine Naturstimmung zu erzielen versucht, aber überzogen wirkt auch diese nicht, sondern übertrieben.

Daß Zuloagas Kunst jetzt schon zu den Höhen führe, in denen ein Mittel steht, von den alten Spaniern ganz zu schweigen, vermag ich nicht zu glauben. Seine Bilder sind groß im Format, aber es fehlt ihnen die monumentale Größe. Er sagt in den lebensgroßen Figuren nicht mehr als in den kleinen auf dem Stierkampf-Bild; auch in den letzteren erscheint die charakteristische Haltung. Nur in einem Gemälde wächst eine Silhouette zu monumentaler Wirkung empor: in dem Bilde des Dichters, der über die Berge schreiet. Mit ganzer Figur steht dieser gegen den Himmel, das Bergland des Hintergrunds liegt ganz tief; weit greift die Rechte mit dem Bergstok aus, während die Linke die Papiervolle an die Brust drückt, und die Augen des greisen Volksmanns gehen sumend in die Ferne, der Sonne nach, die im Versinken ist und ihren letzten Abglanz auf sein Gesicht wirft. Die Umrisse dieser in einen Mantel geküllten Gestalt sind zu großen Linien vereinfacht.

Manches auf den Bildern des Künstlers, wie er z. B. die Häuser des Hintergrundes auf dem Bilde der „Lola“ oder das Steinthor und die Straße auf der „Strafenszene“ behandelt, scheint flüchtig hingestrichen, rein auf dekorative Wirkung angesehen; wie ihm überhaupt das entscheidende Merkmal der Großen, der tiefe Ernst und die geistige Größe der Auffassung fehlt. Zuloaga ist ein glänzendes Talent. Er ist noch jung und man wird seiner Entwicklung mit lebhaftem Interesse folgen. — hl.

Kleines Feuilleton.

k. Mangelhaftes Sehvermögen bei Londoner Schulkindern.

Die Londoner Schulbehörde hat vor kurzem eine Untersuchung des Sehvermögens der Kinder anstellen lassen und ist dabei zu einem erschreckenden Ergebnis gekommen. Von 333 920 Kindern, deren Gesichtssinn untersucht wurde, hatten nicht weniger als 79,167 Proz. ein mangelhaftes Sehvermögen! Die durch dieses Resultat hervorgerufene Verunruhigung wird durch die Aussagen der Sachverständigen noch bekräftigt. Die ersten Sanitätsoffiziere der Schulbehörde erklärten, daß die allgemeine Schwäche des Sehvermögens, die in diesen Zahlen ausgedrückt ist, gar nicht ernst genug genommen werden kann. Ein Punkt bedarf dabei aber noch der Aufklärung. Man weiß jetzt, daß eine so große Zahl Kinder, mehr als drei Viertel der Gesamtheit, an fehlerhaftem Sehvermögen leiden. Man weiß aber nicht, ob die Kinder früher in demselben Maße mit diesem Fehler behaftet waren. Nächste Ostern soll daher eine zweite entsprechende Untersuchung vorgenommen werden; inzwischen sollen Berichte von den ersten Londoner Augenärzten über das Sehvermögen der Kinder im allgemeinen geliefert werden. —

Chinesische Malerei. Was einem Europäer beim Betrachten hentiger chinesischer Gemälde sogleich auffällt, ist der Umstand, daß selbst die besten Künstler einen sehr geringen Begriff von richtiger Perspektive und fast gar keinen von ordentlicher Verteilung von Licht und Schatten haben. Hier fehlt die Schulung, die eine innigere Verührung mit dem Abendlande vielleicht hätte geben können. Bei der Abgeschlossenheit des chinesischen Volks war es sich fortdauernd selbst überlassen. Dieser Umstand hat, wie auf andern Gebieten, so auch auf dem der Malerei sehr schädlich gewirkt. Durch eine häufig wiederholte Anregung von außen hätten die Maler zuletzt auf die erwähnten beiden Grundfehler aufmerksam machen müssen; aber eine derartige Anregung fehlte völlig. Machen wir uns den Unterschied zwischen der chinesischen Kultur und der unsrigen auf den verschiedensten Gebieten klar, so werden wir uns erst ganz des großen Segens bewußt, den der geistige Verkehr der Völker des Abendlandes untereinander für alle gehabt hat und noch hat. Die Chinesen wollen nichts von Schatten auf ihren Gemälden wissen. Nach Williams treffender Bemerkung ist es, als ob diese alle von einem Fußballon aus angefertigt seien, während die Sonne im Zenit stand. Zur Zeit der Tangdynamie (618—900) gab es indessen einige Landschaftsmaler, die den jetzigen Künstlern weit voraus waren und Licht und Schatten sehr wohl zu verteilen wußten.

Dem chinesischen Maler kommt es weit weniger darauf an, die Gegenstände und die Personen auf seinen Bildern in natürlicher Weise zu gruppieren, als auf mögliche Symmetrie. Die nebenächlichen Partien behandelt er daher mit derselben Sorgfalt wie die Hauptteile, und die unbedeutendsten Kleinigkeiten führt er mit ebensolcher Genauigkeit aus wie die wichtigsten Punkte. Es giebt eben für ihn gar keine Unterscheidung, da nach seiner Auffassung alles gleich wichtig ist. Wenn er überhaupt einen Unterschied macht, so ist dieser rein äußerlich. Fragt man einen chinesischen Künstler, worauf es ihm bei der Ausführung eines Gemäldes am meisten ankomme, so wird seine Antwort lauten: Darauf, daß man den Rang eines Mandarinen, oder den litterarischen Grad eines Gelehrten, oder die sociale Stellung eines Kaufmanns gut erkennen könne. Im Vergleich mit diesen in seinen Augen höchst wichtigen Umständen ist das, worauf es uns am meisten ankommt, der seelische Ausdruck eines Gesichts, für ihn durchaus nebensächlich. Die Gesichter, die selten im Profil, sondern fast immer in Vorderansicht gemalt werden, sind daher durchweg recht ausdruckslos. Der Kopf ist oft stark vorwärts geneigt, was andeuten soll, daß der Mann fleißig seine Klaffter lieft. In der Darstellung menschlicher Leidenschaften, die

bei uns eine so große Rolle spielt, sind die Chinesen noch sehr zurück. Vorzügliches und teilweise Unübertreffliches leisten sie dagegen in der Detailmalerei. Die Gesichter, die darüber im Umlauf sind, erinnern lebhaft an die übrigens von völliger Verleumdung wahrer Kunst zengenden Anekdoten von Zeigis und Parrhasius. So wird von Tsao-fuhing, einem bedeutenden, im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebenden Maler berichtet, er habe einmal für seinen Kaiser einen Wandschirm malen müssen, und darauf sei eine Fliege so natürlich dargestellt gewesen, daß der Kaiser sie mit der Hand habe berühren wollen. Auch jetzt ist diese Kunst noch nicht ausgestorben. Der Ball erwähnt in seinem Buch „Things Chinese“, er selbst habe gesehen, wie eine Kage an einem gemalten Vogel herangezogen sei, der in wunderbarer Natürlichkeit auf einem Zweig gesessen habe. Insekten, Vögel, Blumen, Bäume, und besonders die zerlichen Zweige des Bambus werden bis in die kleinsten Einzelheiten mit anerkannter Geduld behandelt. Aber während auf einem Gemälde mancher einzelne Gegenstand vielleicht eine erstaunliche Naturwahrheit zeigt, so hat dabei doch das Ganze selten einigermassen richtige Proportionen. Alles Lob verdient dagegen wieder das Kolorit, das man den Gemälden zu geben weiß. Dabei sind die Farbstoffe nicht besonders gut, mit alleiniger Ausnahme der berühmten chinesischen Tusche. Diese wird am vorzüglichsten in der Provinz Luhsi am Yangtsekiang hergestellt. Gewisse Pflanzenöle eignen sich am besten dazu, z. B. das aus Sesamsamen gewonnene Öl. Wer sich mit der Anfertigung von Tusche befaßt, läßt sich in den Wänden seines Hauses eine ganze Reihe von kleinen Rischen anbringen. In diese stellt er die Lampen, um möglichst allen Zug von ihnen fernzuhalten. Ueber jeder Lampe ist ein Stück Porzellan besetzt, wovon der Zug von Zeit zu Zeit sorgfältig abgeschabt wird. Nun kommt es darauf an, den Zug mit Fischleim oder einer ähnlichen Substanz zu versehen, und die Kunst dabei ist, möglichst wenig Leim zu verwenden, ohne daß doch die in die bekannte Form gebrachten Stücke leicht zerbrechen oder zerbröckeln. Je weniger Leim die Tusche enthält, je teurer ist sie gewöhnlich. Die meisten Chinesen haben große Freude an den Erzeugnissen der einheimischen Malkunst, weil ihnen deren Mängel nicht zum Bewußtsein kommen. Die Häuser wohlhabender Leute sind gewöhnlich voll von Papierrollen mit Gemälden — auf Leinwand malen die Chinesen nicht —, und auch die ärmeren Klassen schmücken ihre bescheidenen Wohnungen gern mit billigeren Bildern. — („Köln. Zig.“)

Erziehung und Unterricht.

— Ueber die neueren Methoden, die geistige Ermüdung bei Schülern experimentell zu bestimmen, sprach unlängst im naturwissenschaftlichen Verein zu Hamburg Dr. L. Kotelmann. Der erste, der dies berichtet hat, war Sikorski in Kiew. Er ließ Schüler morgens bei Beginn des Unterrichts und nachmittags am Schluß desselben zwei gleich lange und gleich schwere Diktate schreiben und fand dabei eine Exaktitätsdifferenz von 33 Proz., d. h. die Schüler hatten nach vier- bis fünfständigem Unterricht ein Drittel mehr Fehler als vorher gemacht. — Einen andern Weg hat Burgerstein in Wien eingeschlagen. Bei ihm mußten elf- bis dreizehnjährige Schulkinder rechnen, und zwar je zehn Additions- und Multiplikationsbeispiele. Das Rechnen währte genau 10 Minuten, dann folgte eine Pause von fünf Minuten. So wechselte viermaliges Rechnen mit viermaligen Pausen ab. Als Resultat ergab sich, daß die Zahl der berechneten Ziffern von Viertelstunde zu Viertelstunde zugenommen hatte, am wenigsten in der dritten Viertelstunde, dagegen waren die Fehler in der dritten Viertelstunde am meisten gewachsen und Korrekturen der Fehler in dieser Zeit am schwierigsten vorgenommen worden. Aus alle dem schließt Burgerstein, daß Knaben und Mädchen in dem genannten Alter schon nach halbstündigem Unterricht stark zu ermüden beginnen. — Von Lafer in Königsberg wurde Burgerstein zum Vorwurf gemacht, daß die von ihm benutzte Methode von dem Vorleser einer gewöhnlichen Schulstunde stark abweiche. Denn in dieser wechsele Frage und Antwort, während das fortwährende Addieren und Multiplizieren ebenso langweilig wie ermüdend und abspannend sei. Er ließ daher Schüler nicht in einer Stunde viermal zehn Minuten lang rechnen, sondern in den fünf Stunden eines Schultags jedesmal zu Anfang derselben zehn Minuten lang. Trotzdem ist er zu ganz ähnlichen Resultaten wie Burgerstein gelangt. — Höpner in Halle diktirte wieder wie Sikorski, und zwar 19 Sätze von durchschnittlich 30 Buchstaben. In den ersten 4 Sätzen, d. h. während der ersten halben Stunde sanken die Fehler von 1 pCt. bis auf 1/2 pCt. Dann aber nahmen sie plötzlich zu bis auf 2 1/2 pCt. und von da an langsam weiter bis auf 6 Proz. Auch hier zeigte sich also eine auffallende Ermüdung nach der ersten halben Stunde. — Originell ist das Verfahren, das Keller anwandte. Er ging dabei von dem Grundsatz aus, daß sich in dem ermüdeten Organ Milchsäure bilde, die in das Blut übergehe und mit diesem an alle Stellen des Körpers gelange. Ist diese Anschauung richtig, so muß sich die Ermüdung nicht nur an denjenigen Körperteilen zeigen, durch deren Thätigkeit sie hervorgerufen wurde, sondern auch an den übrigen, die nicht gearbeitet haben. Die durch psychische Arbeit entstandene Ermüdung des Gehirns muß sich also an der Ermüdungskurve der Muskeln nachweisen lassen. Um letztere zu gewinnen, bediente sich Keller des Ergographen von Mosso. Vermitteltst desselben stellte er fest, daß ein vierzehnjähriger Knabe nach einviertelständigem Lesen mit seinem rechten Zeigefinger bis zur Erschöpfung eine Arbeit von einem Milligramm leistete. Nach einer zweiten

Leseprobe betrug die geleistete Arbeit 1,5, nach einer dritten 1,9, nach einer vierten aber nur 1,3 Kilogrammster. Die Ermüdung trat demnach bei der vierten Leseprobe, d. h. nach 45 Minuten ein. Durch eine weitere Versuchsreihe ergab sich, daß andalteste, wenn auch nur kurze Arbeit des Gehirns den Zustand der Ermüdung viel schneller herbeiführt, als die gleiche Arbeit von gleicher Dauer, sobald sie durch kurze Momente der Ruhe unterbrochen wird. Als besonders ermüdend stellten sich Singen und Turnen heraus. — Auch Jamischka in Teschen fand, daß verschiedene Lehrgegenstände einen verschiedenen Grad der Ermüdung erzeugen. Er bestimmte freilich die Ermüdung nicht direkt, sondern statt derselben die Schwierigkeit, die das Lernen machte. Die durchschnittliche Zeit, die ein mittelguter Schüler brauchte, um sich eine Seite von 40 Zeilen in verschiedenen Schulbüchern einzuprägen, betrug für katholische Religionslehre 40—50 Minuten, für Geographie 40, für Geschichte 20, für Zoologie nur 10. — Eine neue Methode, die geistige Ermüdung bei Schülern zu messen, hat wieder Griesbach zu Mühlhausen i. E. angewandt. Er setzte zwei an einem Maßstab verschiebbare Nadelspitzen auf die Haut und näherte sie einander so lange, bis sie nicht mehr als zwei, sondern nur noch als eine empfunden wurden. Die so gefundene Entfernung sah er als Durchmesser eines jenen. Empfindungskreises an. Da nur geistige Ermüdung nach ihm die Empfindlichkeit der Haut herabsetzt, so müssen, sobald sie sich einstellt, die Empfindungskreise größer werden. Griesbach bestimmte deshalb zunächst ihre normale Größe an Sonn- und Feiertagen, an denen die Schüler nicht gearbeitet hatten, und dann die Veränderung dieser Größe an den Schultagen, sowohl vor Beginn des Unterrichts als nach jeder Lehrstunde. Dabei ergab sich, daß der Anfang des Unterrichts im Sommer morgens um 7 Uhr nicht zu billig ist. Die normalen Empfindungskreise waren vom vorhergehenden Tage her noch nicht wiederhergestellt. Auch die Pausen zwischen den einzelnen Schulstunden erwiesen sich als zu kurz. Besonders verderblich aber erschien der Nachmittagsunterricht, da die Herabsetzung der Hautsensibilität hier ihren höchsten Grad erreichte. Von den verschiedenen Unterrichtsgegenständen ermüdeten am meisten Latein, Griechisch, Mathematik, Geschichte und Turnen. Die Versuche Griesbachs sind übrigens, wie E. Kräpelin gezeigt hat, mit Vorsicht aufzunehmen, insofern die Sensibilitätsabnahme der Haut außer von Ermüdung auch von anderen Ursachen, wie langem Stillstehen, Verschleimung der Schulluft, Hunger und dergleichen herrühren kann. —

Physiologisches.

io. Eine verschiedene Färbung der beiden Augen bei demselben Menschen ist ungewöhnlich — viele werden überhaupt keinen Fall dieser Art beobachtet haben — aber auch nicht allzuletzt. Ein Arzt berichtet von einer Familie seines Patientenkreises, wo drei Kinder waren. Bei dem ältesten und dem jüngsten, beides Knaben, war das rechte Auge hellbraun, das linke blau, bei dem zweiten Kinde, einem Mädchen, das rechte Auge blau und das linke hellbraun. Bei den Eltern hatten beide Augen die gleiche Farbe, und zwar beim Vater eine blaue, und bei der Mutter eine hellbraune. Die Augenärzte kennen im allgemeinen zwei Arten solcher Verschiedenfarbigkeiten der Augen: Bei der einen ist nur ein Auge an sich verschieden gefärbt, indem ein Teil der Iris eine andre Farbe zeigt als der übrige Teil, ein Zustand, der als „einseitige Verschiedenfarbigkeit“ bezeichnet wird. Bei der anderen Form ist jedes der Augen gleichfarbig, aber die Farbe ist bei beiden verschieden, und diese Beschaffenheit nennt die Wissenschaft „zweiseitige Verschiedenfarbigkeit“. Um diese Eigenschaften besser zu verstehen, muß man wissen, wovon die Färbung der Regenbogenhaut überhaupt abhängt. Die dunkle Augenfarbe, wie sie bekanntlich bei den südlichen Nationen und bei der gelben Rasse, also z. B. den Chinesen gewöhnlich ist, wird durch einen Farbstoff hervorgerufen, der in den oberflächlichen Zellen der Haut eingelagert ist. Die blaue Iris, die hauptsächlich bei den nördlichen Völkern vorhanden ist, wird durch das Fehlen eines solchen Farbstoffs bedingt. Es kommen aber auch Ausnahmen von dieser geographischen Verteilung der Augenfarbe vor. So besitzen die Nachkommen der Jüten auf der Insel Wight, ferner die Bewohner der Gegend von Bristol und des Humbergans in Belgien sehr dunkle Augen, während blaue Augen gar nicht selten auch in Oberitalien, in dem Volksstamm der Wasen und ausnahmsweise sogar auch in Tunis und Marokko vorkommen. In Frankreich sind zwei Zonen nach der Augenfärbung zu unterscheiden, eine nordöstliche mit hellen oder blauen Augen und eine südwestliche mit braunen Augen. Die häufig aufgestellte Behauptung, daß die Augen der neugeborenen Kinder stets grau seien, ist nicht zutreffend. Es kommen auch solche von sehr dunkler Farbe vor. Man ist zu der Annahme gelangt, daß eine ungleiche Färbung ein und desselben Auges darauf hindeutet, daß das Organ nicht vollkommen entwickelt ist, und daß dabei jede Operation mit besonderer Vorsicht unternommen werden müßte, jedoch fehlt es zur Bestätigung dieser Annahme an hinreichenden Erfahrungen. Der Einfluß der Bererbung ist in der Farbe der Augen sehr bemerkbar, wie wohl jeder innerhalb des Kreises seiner Bekannten und Verwandten hat feststellen können. Wenn beide Eltern blaue oder beide dunkle Augen haben, so wird die Nachkommenschaft in etwa 95 Proz. aller Fälle dieselbe Augenfarbe aufweisen, wenn dagegen von den Eltern der eine Teil blaue und der andre dunkle Augen besessen hat, so pflügt die Zahl der hell- und dunkeläugigen Kinder gleich auszufallen. —

Technisches.

gr. Eisenbahnwagen amerikanischer Fabrikation auf deutschen Bahnen. Wie die Berliner elektrische Straßenbahn seit längerer Zeit mehrere Wagen benützt, die in Amerika erbaut worden sind, so hat jetzt auch die bayerische Eisenbahnverwaltung zwei Waggons amerikanischer Fabrikation übernommen. Die in einer großen Waggonfabrik Chicagos hergestellten Wagen wurden, nachdem die einzelnen Teile in einer großen Anzahl Kisten verpackt waren, nach Deutschland gefandt und in Nürnberg unter Aufsicht eines amerikanischen Ingenieurs zusammengebaut. Einzig und allein die Achsen, Achsbüchsen und Räder, wurden in Nürnberg selbst fabriziert.

Der jetzt von der Münchener Eisenbahn-Direktion zu Probefahrten in Benutzung genommene Waggon ist — entsprechend den in Amerika üblichen Längenabmessungen der Eisenbahnwagen — länger als unsere Schlafwagen. Ein Vorbau vermittelt den Eintritt in das Vorzimmer, an demselben liegen Wasch- und Toilette-Räume sowie ein Wasserspül-Klosett. Die einzelnen Coupés liegen an der Längsseite des Korridors, in welchen man von dem Vorraum aus gelangt. Die sechs luxuriösen Coupés sind zur Hälfte I. und zur andern Hälfte II. Klasse. Die Abteile I. Klasse haben Sofas mit grünem Seidenplüsch, grüne Teppiche und ebenso gefärbte Vorhänge; die Anstatung der Coupés II. Klasse ist in blauen Farben gehalten. Die Wände in beiden Coupés bestehen aus poliertem Holz von rötlicher Farbe; in jedem Raum ist ein schöner Kristallspiegel angebracht. Um möglichst wenig Geräusch während der Fahrt zu entwickeln, sind die Waggons hauptsächlich aus Holz erbaut. Das Dach weist Oberlicht auf. Der Korridor hat sehr große Bogensfenster aus starkem Glase. Dampfheizung und Westinghouse-Bremse sind selbstverständlich vorhanden; die Beleuchtung dagegen besteht aus der gewöhnlichen elektrischen Anlage und einer Erjaß-Beleuchtung durch Gas. Die sehr ruhig fahrenden vierachsigen Wagen haben schön gemalte gewölbte Decken und die von den D-Zügen her bekannten Verbindungsgebälge zwecks ungehinderten Durchgangs durch den ganzen Zug. —

Humoristisches.

— Die Hauptsache. „Gestern hob i an Herrn Bezirksamtino a'fragt, was denn eigentlich mit dem chinesischen Krieg is. Was geht denn Euch die Politik an, hat er a'ragt, es wird Euch schon mitgeteilt werden, sagt er, was Ihr zahlen müßt, hat er a'ragt.“

— Die Unbesiegligen. Oberst: „So, den Feind hätten wir in der Klemme!“

Adjutant: „Verzeihen, Herr Oberst, der Gegner wird vom Feinden geführt.“

Oberst: „Was? Herrgottsaframent, is schon wahr! Das Ganze kehrt! Lauffschritt, marsch! marsch!“ —

(Simpl.)

— Beim Abschied. Ein Schriftstellerpaar hat seine Ehe gelöst. Er (zu ihr): „Apropos, da fällt mir ein, unser Verhältnis gäh' ja einen famosn Stoff für einen Roman! Oder willst Du vielleicht einen d'rans machen?“ —

Notizen.

— Tolstoj arbeitet an einem neuen Roman „Vater Sergius“. Der Titelheld ist ein früherer Kavaliere, der nach einem bewegten Leben Mönch geworden ist. —

— Tolstoj's „Nacht der Finsternis“ ist dem Deutschen Theater freigegeben worden. Die Aufführung wird noch im Laufe dieses Monats erfolgen. —

— Der historische Lustspiel „Gullus der Seceffionsbühne“ beginnt am 13. d. M. nachmittags mit „Peter Squenz“ und „Geliebte Dornrose“ von Andreas Gryphius. Die Leitung der Bühne plant auch „Litterarische Variétés-Abende.“ —

— Im Opernhaus wird Ende dieses Monats „Der Barbier von Bagdad“ von Peter Cornelius zum erstenmal gegeben werden. —

— Auf Grund des bekannten Kündigungsparagraphen soll der Direktor eines Theaters einer Oiseestadt nicht weniger als dreizehn Schauspielern und Sängern in den ersten acht Tagen der Saison gekündigt haben. —

— Ein großes frühromantisches Wandgemälde ist mit andern alten Wandmalereien in der Kirche von Niederzell auf der Insel Reichenau entdeckt worden. Es soll das besterhaltene und größte derartige Werk aus jener Zeit in Deutschland sein. —

— Antsdeutsch. Folgende Bekanntmachung hat unlängst im Amtsblatt-Anzeiger der Regierung zu Kassel gestanden: Der Varenführer Luigi Sozzi aus Bedonia, Italien, sechsunddreißig Jahre alt, unbekanntem Aufenthalts, welchem zur Last gelegt wird am . . . auf der Dorfstraße zu Bergshausen bei Kassel, außerhalb seines Wohnorts, ohne Begründung einer gewerblichen Niederlassung und ohne vorg. Bestimmung Schausstellungen mit einem Varen und einigen Affen, bei denen kein höheres Interesse der Kunst und Wissenschaft obwaltete, ohne Erlaubnis der Ortspolizeibehörde dargeboten zu haben usw.